Villa Hobalt.

Kriminalroman von Friedrich Thieme

(4. Fortsetzung.)

Ja, und gar keine Gefahr dabei. Wir theilen den Gewinn, dafür überliefere ich Euch Wachsabdrücke der Schlösser der Haus- und Corridorthür, den Secretär müßt Ihr mit einem Dietrich öffnen, da ich von ihm keinen Abdruck erlangen kann. — Und wie kommt es, daß die Dame eine so große Summe bei sich aufbewahrt? — Es handelt sich um eine Hypothek, die gekündigt worden ist und an dem betreffenden Nachmittag zur Auszahlung gelangt. Die Dame kann sich der Summe natürlich nicht so rasch wieder entäußern, da sie dieselbe nicht in Papieren anlegen, sondern ebenfalls wieder auf Hypothek ausleihen will. Eine Nacht hat sie das Geld also sicher bei sich. — Woher sind Sie über alles das unterrichtet? Verkehren Sie in dem Hause? — Er verneinte, habe aber Gelegenheit, alles Nothwendige zu erfahren. Ich dachte nur, daß hier mit einem Schlage und ohne große Gefahr ein hübsches Stück Geld zu verdienen sei, und daß ich das Geschäft ebenso gut machen könne als ein Anderer — sofern ein Anderer überhaupt die nöthige Geschicklichkeit zur Eröffnung des Klappenschlosses besessen hätte — und feilschte nur noch um den Antheil mit ihm, da ich meinte, wer das ganze Risiko auf sich nähme, der müsse auch gebührend dafür bedacht werden. Schließlich einigten wir uns auf zwei Drittel für mich und ein Drittel für ihn, er überlieferte mir die Abdrücke und erklärte mir, der Einbruch müsse Diestag Abend halb zehn Uhr stattfinden, weil um diese Zeit weder der Besitzer der Villa noch der Diener zu Hause sei. Der Capitän Morelly — diesen Namen gab er sich, als ich ihn fragte — schien über die in dem Hause herrschenden Gewohnheiten genau unterrichtet."

„Morelly ist kein deutscher Name — war der Mann ein Ausländer?"

„Er sprach so gut deutsch wie ich und Sie, Herr Inspector. Ich habe eigentlich nichts Fremdartiges an ihm bemerkt, mehr etwas Militärisches — vielleicht ist er ein ehemaliger Schiffs-Capitän, sein Mantel erinnerte mich wenigstens an die Mäntel, welche ich in Hamburg als Junge die Schiffscapitäne zuweilen habe tragen sehen."

„Sie gingen also auf den Antrag ein — alles Nöthige wurde verabredet — was geschah nun weiter?"

Der Verbrecher fuhr nach einer Pause, die er brauchte, um seine an eine so logische Darstellung nicht gewöhnten Gedanken zu ordnen, fort:

„Ich machte mich am bestimmten Abend gegen halb acht Uhr auf den Weg. Die Schlüssel hatte ich nach den Wachsabdrücken angefertigt, auch für das Versteck im Hackklotz gesorgt. Niemand sah mich das Haus verlassen, ich trug auch Sorge, unterwegs etwaige Bekannte zu vermeiden. Das Haus hatte ich bereits am Tage vorher im Vorübergehen besichtigt. Es verhielt sich Alles, wie Morelly es mir versichert. Die Gitterthür zum Garten war nur eingeklinkt. Im Hause war Alles finster, bis auf ein Fenster im Souterrain, das der Küche. Die Küche lag nach einer anderen Seite. Die Villa stand einsam, Niemand war zu bemerken, ich schlich hinein, erschloß mit dem falschen Schlüssel die Hausthür und schlich leise die Treppe hinauf. Morelly hatte mir die Lage des Zimmers genau beschrieben. Die Corridorthür fand ich unverschlossen, die Zimmerthür ebenfalls nur eingeklinkt. Ich öffnete sie vorsichtig. Es war stockfinster in dem Raum, stockfinster und todtenstill. Ich hatte eine Blendlaterne bei mir, sie brannte auch, aber ich hatte die Blende zugezogen. Ohne Mühe tastete ich mich nach dem Secretär; das Schloß verursachte allerdings einige Schwierigkeiten durch seine verwickelte Construction. Ich wurde aber doch damit fertig, ließ die Klappe herab, riß die Schublade heraus und forschte nach der Hypothekensumme, indem ich vorsichtig den Strahl meiner Laterne in die Kästen fallen ließ. Doch entweder hatte Morelly mich betrogen, oder die Summe war bereits wieder entfernt, ich fand sie nicht vor. Unwillig raffte ich von den anderen Sachen zusammen, was ich erwischen konnte — da hörte ich auf einmal nahende Tritte, und ehe ich noch ein Versteck suchen konnte, ging die Thür auf und es kam Jemand herein, aber zum Glück ohne Licht. Eine weibliche Stimme sagte: „Ach, ist es hier finster — das Fräulein schläft gewiß auf dem Sofa" oder so etwas Aehnliches, dann schlurfte die Person wieder hinaus, um vermuthlich eine Lampe zu holen. Sie hatte mich nicht wahrgenommen, denn ich hatte mich gebückt und die Secretärklappe hing über mir. Ursprünglich war es meine Absicht gewesen, den Rückweg durch das Fenster zu nehmen und am Balkon hinabzuklettern, was ganz gut gegangen wäre, da er aus starkem Eisengitterwerk bestand, das bis hinunter zur Erde führte. Nun beschloß ich, den ersten Schreck des Mädchens oder der Frau zu benutzen und durch die Thür zu entfliehen, was sich schneller bewerkstelligen ließ. Die Person hatte von einem auf dem Sofa liegenden Fräulein gesprochen — ich hatte nichts gehört, keinen Athemzug, kein Geräusch. Neugierig lenkte ich den Schein meiner Laterne jetzt zum ersten Male in das Innere des Zimmers, er fällt auf das Sofa, und ich erblicke die blutüberströmte Leiche! Mein Entsetzen war furchtbar — aber mir blieb keine Zeit zum Nachdenken. Wenn sie dich ertappen, halten sie dich für den Mörder, rief es in mir, fort, fort unter allen Umständen! Ich verbarg mich hinter der Thür, die nach innen aufging, und als das Mädchen mit dem Licht wieder hervortrat, floh ich hinter ihr vorbei die Treppe hinab. Unbemerkt gelangte ich auf die Straße. Erst ging ich langsam, um keinen Verdacht zu erwecken, wie ich aber einmal um die nächste Ecke war, rannte ich wie ein Sturmwind von dannen, um nach Hause zu kommen. Das ist Alles, was ich zu erzählen habe, Herr Inspector, und bei Gott im Himmel, es ist die reine Wahrheit!"

Sartorius hatte dem Bericht des Verbrechers mit immer gesteigerter Spannung gelauscht.

„Eure Geschichte klingt unwahrscheinlich genug," erklärte er kopfschüttelnd. „Wie denkt Ihr Euch denn den Fall, Ihr müßt Euch doch eine Vorstellung von Allem gemacht haben?"

„Ich kann mir den Vorgang nicht anders erklären, als daß eben jener Morelly vor mir dagewesen ist, den Mord verübt und vielleicht die Hypothekensumme entwendet hat. Wahrscheinlich bewog er mich deshalb dazu, den Einbruch zu einer so genau präcisirten Zeit zu unternehmen, damit sich der Verdacht des Mordes auf mich lenke."

„Nun, gesetzt, Eure Darstellung entspräche der Wahrheit — habt Ihr eine Ahnung, wo dieser angebliche Capitän Morelly zu finden ist?"

„Nicht die geringste."

„Habt Ihr ihn seitdem wiedergesehen?"

„Nein."

Der Inspector klingelte.

„Bringen Sie den anderen Arrestanten herein," gebot er dem Diener.

Der junge Unbekannte wurde hereingeführt.

„Kennen Sie diesen Mann?" wandte sich der Inspector an den Einbrecher, ihn scharf fixirend.

„Nein."

„Sie haben ihn nie gesehen?"

„Nie."

Die Antworten erfolgten im Tone unverkennbarer Aufrichtigkeit.

„Ihr Morelly ist es also nicht — er kann es ja Ihrer Schilderung nach nicht sein."

„Er ist es nicht."

„Und doch kann kein Anderer der Mörder sein — wenn Sie es nicht selbst sind. Der Verdacht gegen Sie, Kolter, ist in mir infolge Ihres höchst phantastischen Romans nur verstärkt worden. Indessen — eine Persönlichkeit, wie die von Ihnen beschriebene, muß, wenn sie existirt, leicht zu ermitteln, muß wenigstens bemerkt worden sein, ich will sofort Auftrag ertheilen, danach zu suchen."

Im Laufe dieses und des nächsten Tages wurde dem angeblichen Capitän Morelly in der Residenz und ihrer Umgebung von der Polizei mit fieberhafter Emsigkeit nachgeforscht. Allerwärts, wo man ihn vermuthen konnte oder doch Hoffnung hegte, von ihm zu hören, hielt man Umschau. In den Zeitungen erschien eine eingehende Beschreibung seiner Person nebst dem Versprechen einer hohen Belohnung für den, welcher den Capitän auslieferte oder doch sein gegenwärtiges Domizil der Polizei anzeigte, während eine minder erhebliche Belohnung demjenigen zugebilligt wurde, der über ihn Mittheilungen machte. Umsonst — Niemand wußte etwas von einem Mann, welcher dem Porträt des Gesuchten entsprach. Auch Therese Kolter hatte ihn weder zu Gesicht bekommen, noch hatte ihr Vater seiner erwähnt; nur die Frau des Diebes bestätigte in allen Punkten die Erzählung ihres Mannes, doch maß der Inspector aus leicht begreiflichen Ursachen ihrem Zeugniß nur einen sehr geringen Werth bei.

Die beiden Gefangenen wurden am nächsten Tage in das Untersuchungsgefängniß transportirt, der fremde junge Mann jedoch erst, nachdem er gemäß der Voraussage des Inspectors photographirt worden war.

Natürlich zog der Inspector auch Erkundigungen darüber ein, ob am Tage des Verbrechens die Ermordete in der That eine größere Hypothekenschuld ausgezahlt erhalten habe; die Thatsache wurde wirklich von ihrem Bruder auf Grund der im Nachlaß Josephinens vorgefundenen Aufzeichnungen bestätigt. Das Geld war aber nirgends zu finden, es blieb daher keine andere Annahme, als daß der Einbrecher es mit dem anderen Eigenthum der Todten an sich genommen und verborgen habe — er selber blieb freilich hartnäckig bei seiner Aussage.

Als Inspector Sartorius dem Staatsanwalt Schubert über die Thätigkeit der Polizei im Falle Hobalt und die augenblickliche Lage der Untersuchung Bericht erstattete, präcisirte er seine Ueberzeugung wie folgt:

„Ich glaube nicht an die Existenz dieses Capitäns Morelly. Der Thäter ist unstreitig der Hamburger Friede, der den Mord entweder allein oder in Gemeinschaft mit einer anderen Person — vielleicht dem anderen Inhaftirten — begangen und die seltsame Geschichte nur erfunden hat, um die Behörde ad absurdum zu führen. Es geht um den Kopf, da ist ein solcher Bursche in der Wahl seiner Mittel nicht strupulös!"

5.

Wie ein Donnerschlag wirkte die Nachricht von dem an dem harmlosen alten Fräulein verübten grauenvollen Raubmord auf die Gemüther. Die Presse brachte spaltenlange Referate, die man mit gierigem Interesse verschlang; die fashionabeln Kreise befanden sich in unerhörter Aufregung, in den Clubs und Gesellschaften sprach man von nichts Anderem. Besonders in der Nachbarschaft des Schauplatzes der That herrschte eine förmliche Panik; die Herrschaften erlaubten ihren Dienstboten Abends nicht auszugehen, hielten ihre Pforten sorgfältig verschlossen, und manche verstärkten ihr Personal um eine bis dahin für unnöthig gehaltene männliche Kraft.

Dementsprechend war die Betheiligung an dem drei Tage nach dem Morde stattfindenden Begräbniß der Entseelten eine ungeheuere. Tausende von Menschen aller Klassen hatten sich eingefunden, nicht blos weil Hobalt eine stadtbekannte, beliebte und geachtete Persönlichkeit war und der Vorfall Sensation erregt hatte, sondern noch mehr, weil durch die Zeitungen bekannt geworden war, daß die beiden unter dem Verdacht der Thäterschaft verhafteten Männer zur Theilnahme an dem Begräbniß gezwungen werden würden, da die Behörde hoffte, ihnen auf diese Weise ein Geständniß ihrer Schuld zu entreißen. Das Volk wollte die Mörder sehen — an ihrer Schuld herrschte selbstverständlich kein Zweifel — und in Schaaren strömten die Neugierigen hinaus nach dem Friedhof, wo das unglückliche Opfer frevelhafter Habsucht in dem von ihrem Bruder erworbenen prachtvollen Erbbegräbniß die ewige Ruhe finden sollte.

Um sie den Blicken der Menge zu entziehen, beförderte man die beiden Gefangenen in einer geschlossenen Kutsche, und erst als der Geistliche seine ergreifende Grabrede begann, führte man sie an das offene Grab, wo sie im Angesicht des Sarges die erschütternden Worte vernahmen, mit welchen der Priester der Leiche den letzten Segen des Lebens ertheilte. Aller Blicke richteten sich auf die in ihrem Aeußeren so verschiedenen Gestalten. Düster und verstockt stand der Schlosser, mit gleichgiltiger Miene den Ceremonien folgend und in seinen Zügen weder Theilnahme noch Rührung verrathend. Anders der unbekannte junge Mann. Anfangs verharrte auch er in mühsam behauptetem Schweigen, bald aber begannen seine Thränen zu fließen, er rang verzweiflungsvoll die gefesselten Hände und unartikulirte Laute und Seufzer kamen aus seinem Munde. Als nun gar auf ein Zeichen des Staatsanwalts der Sargdeckel sich hob und das entseelte Opfer ihm mit dem weißen, blutlosen Gesicht in der Verzerrung des Todes entgegenstarrte, da hielt er sich nicht mehr; gramvolles, convulsivisches Schluchzen quoll aus dem Tiefsten seiner Brust, sein Kopf sank schwer herab, er brach fast zusammen im Paroxysmus eines unbeschreiblichen Jammers.

Nun richtete der Priester seine Rede direct an ihn und seinen Genossen, von der Strafe des Himmels sprechend und dem Erbarmen Gottes für den reuigen Sünder. In flammender, eindringlicher Sprache beschwor er die verhärteten Herzen, ihren Fehl zu gestehen und ihr Verbrechen vor dem Gericht der Menschen zu sühnen, um der himmlischen Strafe zu entgehen. Doch vergebens blieb sein in's Innerste greifender, alle Tiefen der Seele bewegender Appell. „Was ich zu gestehen habe, das habe ich schon gestanden," erklärte gleichmüthig der Hamburger Friede, und der junge Mann setzte allen Fragen und Betheuerungen ein starres Schweigen entgegen, nur sein Schmerz dauerte fort in einem stillen, qualvollen Weinen. Das erwartete Resultat blieb aus; die Gefangenen kehrten in ihre Zellen zurück, ohne ihre Schuld reumüthig zu bekennen.

Nächst ihnen bildete der Bruder der Ermordeten den hauptsächlichsten Gegenstand des allgemeinen Interesses. Seine Trauer war tief und still; er stieg mit ernstem, gramerfülltem Antlitz aus seinem Wagen, wankte mehr, als er ging, nach dem Grabe und lauschte mit gefalteten Händen leise weinend der Predigt des Geistlichen. Sein Schmerz fand nicht Worte; als er nach beendeter Feier dem Redner und den Leidtragenden dankte, konnte er ihnen allen nur stumm die Hand drücken, dann nahm er kummervoll den Platz in seinem Wagen wieder ein. Es war fast, als sprächen seine Züge aus, was sein Mund nicht hervorzubringen vermochte, was er aber in der Anzeige ausgesprochen hatte, in welcher er seinen Freunden und Bekannten von dem jähen Ableben der theueren Verstorbenen Kenntniß gab: „Was mir meine Schwester gewesen, wissen nur Gott und ich allein, und Niemand sonst vermag den ungeheueren Schmerz zu ermessen, der meine Seele erfaßt hat. Sie war mir mehr als eine Schwester, sie ersetzte mir meine so früh verstorbene theure Gattin, sie war die treue, aufopfernde Gefährtin meines einsamen Lebens." In allen Blicken malte sich inniges Mitleid mit seinem Kummer — und seinen Beamten und Arbeitern erschien es fast wie eine Entweihung, daß sie sich genöthigt sahen, ihn auch an diesem Tage mit ihren alltäglichen Fragen und Anliegen zu belästigen.

Aber das Leben fragt nicht nach dem Tode, es macht unerbittlich seine Forderungen und Ansprüche geltend.

Kaum war der einsame Mann gegen Abend in sein verlassenes Heim zurückgekehrt, so ward ihm der Rechtsbeistand seiner Schwester, Justizrath Doctor Feistkorn, gemeldet.

„Verzeihen Sie, daß ich an einem solchen Tage in Geschäften zu Ihnen komme, Herr Hobalt," führte der Justizrath sich ein. „Ich glaubte jedoch, als Ihr langjähriger Sachwalter, Ihnen eine wichtige Eröffnung, die Ihnen zu unterbreiten mich meine Verpflichtung der Amtsverschwiegenheit bisher verhinderte, nunmehr, nachdem ich zu sprechen berechtigt bin, nicht länger vorenthalten zu dürfen."

Hobalt warf dem Anwalt einen Blick unruhiger Ueberraschung zu.

„Was für eine Eröffnung — bitte, nehmen Sie Platz, lieber Herr Justizrath —, was für eine Eröffnung meinen Sie?"

„Keine, die, wie ich Grund anzunehmen habe, etwas Unangenehmes für Sie im Gefolge hat. Es dürfte sich um eine bloße Formalität von Seiten Ihres Fräuleins Schwester handeln, um eine Sicherheitsmaßregel, durch welche sie Ihnen alle Weitläufigkeiten zu ersparen gedachte. Sie sind ja wohl der einzige Erbe der Verstorbenen?"

Bei diesen Worten setzte sich der Justizrath.

„Ihr einziger Erbe, gewiß," versetzte der Häuserkönig mit scharfer Betonung. „Wir besitzen nur noch ganz entfernte Verwandte, die in keiner Weise Anspruch auf Berücksichtigung erheben können. Das heißt," beeilte er sich hinzuzusetzen, „die Armen unter ihnen sollen nicht zu kurz kommen. Ich besitze ja selbst ein bedeutendes Vermögen und würde dasjenige meiner unglücklichen Schwester dreimal darum geben, könnte ich dadurch das furchtbare Ereigniß ungeschehen machen — ich bedarf ihres Nachlasses nicht und werde denselben in einer Weise verwenden, der sich des edlen Charakters und der Gesinnung der Todten würdig erweist."

„Wer Sie kennt, ist davon im voraus überzeugt, Herr Hobalt," erwiderte der Justizrath theilnahmsvoll. „Uebrigens," setzte er geschäftsmäßiger hinzu, „bringt Ihnen meine Nachricht vermuthlich nicht einmal etwas Neues. Ich schloß nur aus den Aeußerungen, mit denen Fräulein Hobalt seinerzeit die Vollziehung des Aktes begleitete, daß sie auch vor Ihnen denselben möglicherweise geheim gehalten habe, und hielt es für die Pflicht der Freundschaft, Sie vorzubereiten, um Ihnen wo möglich eine immerhin peinliche Ueberraschung zu ersparen."

„Von welchem Akt sprechen Sie?"

„Von der vor mehreren Monaten erfolgten Testamentsniederlegung Ihrer Fräulein Schwester," erklärte Doctor Feistkorn in seiner ruhig gemessenen Art.

Der Häuserkönig fuhr von seinem Stuhle auf.

„Meine Schwester hat ein Testament bei Ihnen niedergelegt?"

„Wissen Sie nichts davon?"

Hobalt unterdrückte gewaltsam seine Bestürzung. „Kein Wort," entgegnete er, sich bemühend, in sein Organ eine ruhige Würde zu legen. „Wir haben zwar nach dem Tode meiner Gattin wiederholt gegenseitig die Absicht geäußert, gelegentlich zu unserm beiderseitigen Nutzen zu testiren, daß es aber von seiten meiner Schwester wirklich geschehen, wußte ich nicht. Also vor einigen Monaten —"

„Jawohl."

„Und sie hat mich darin zu ihrem Universalerben eingesetzt?"

„Jedenfalls — sie hat mir das Testament versiegelt übergeben mit der Erklärung, sie habe darin ihren letzten Willen nebst allen darauf bezüglichen Dokumenten deponirt, die Entgegennahme erfolgte in Gegenwart der gesetzlich vorgeschriebenen Zeugen. Sogleich als ich die Mittheilung vom Ableben der Dame erhielt, habe ich das Testament der Vorschrift gemäß unverzüglich an das Nachlaßgericht abgeliefert. Die Eröffnung soll laut Bestimmung der Erblasserin zwei Tage nach ihrer Beerdigung erfolgen. Sie werden also wohl noch heute die gerichtliche Vorladung erhalten."

Hobalt antwortete nur mechanisch „ja, ja," und trat an das Fenster, um sich, unbeobachtet von dem Besucher, den Schweiß von der Stirn zu trocknen.

„Ich begreife nicht," rief er, sich dem Justizrath wieder zuwendend, unruhig, „was für einen Zweck in diesem Falle das Testament erfüllen soll!"

Doctor Feistkorn zuckte die Achseln.

„Wahrscheinlich handelt es sich um einige Legate zu Gunsten von Verwandten oder milden Stiftungen."

Hobalt nickte lebhaft. „Das ist wahr, daran habe ich noch gar nicht gedacht. Meine Schwester war sehr wohlthätigen Sinnes, sie wird ihre Lieblingsanstalten nicht vergessen haben. Auch gut so," fügte er rasch und wie aufathmend hinzu, „obgleich es nicht nöthig gewesen wäre. Ich wäre auch so darauf bedacht gewesen, zu thun, was recht ist. Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, Herr Justizrath, ich erkenne das Zartgefühl an, das sich darin ausspricht. Sie fühlten mit dem Ihnen eignen Scharfblick heraus, daß in der Thatsache an sich etwas liegt, was mich verletzen muß. Meine Schwester bezeigt mir nicht das Vertrauen, dessen würdig zu sein ich mir bewußt bin. Dieser Umstand ist es allein, der mich beunruhigt — an das Geld denke ich nicht."

Die Herren nahmen freundlich voneinander Abschied, und Hobalt stand noch lange mit gerunzelter Stirn, die Hände auf dem Rücken ineinandergeschlungen, an dem prachtvollen Porzellanofen seines Zimmers und starrte gedankenvoll vor sich hin . . .

Der Termin der Testamentseröffnung war erschienen, Hobalt als der einzige gesetzliche Erbe vorgeladen, der Erschließung und Vorlesung beizuwohnen. Mit ernster Miene, in steifer stolzer Haltung, in seinem Reichthum entsprechend eleganter, wenn auch würdiger und seiner derzeitigen Situation angemessener Toilette harrte er des Beginns der Verhandlung; höchstens in dem nervösen Spiel seiner mit goldenen Ringen bedeckten Fingern jene Erregung verrathend, der wohl auch der fühlste und uneigennützigste von uns in einem derartigen Falle nicht Herr zu werden vermöchte.

Der die Verhandlung leitende Richter prüfte zunächst die Unverletztheit des Verschlusses, worauf er das ziemlich starke Couvert erbrach und aus einer Reihe von Papieren und Dokumenten das eigentliche Testament hervorsuchte.

Hobalt, nicht begreifend, was seine Schwester mit der Menge der ihrem letzten Willen beigefügten Schriftstücke beabsichtigen könnte, spannte unwillkürlich die Augenbrauen hoch und heftete seine Augen erwartungsvoll auf den Beamten.

„Sie sind Herr Hobalt — Alban Hobalt?"

„Jawohl, Herr Rath."

„Dem Gerichte der Persönlichkeit nach bekannt — Sie sind der einzige nachweisbare gesetzliche Erbe Ihrer Schwester, der Josephine Minna Hobalt?"

„Meines Wissens ja."

„Sie haben sich überzeugt, daß der Verschluß des Dokuments unverletzt war?"

„Ja."

„So vernehmen Sie dessen Inhalt."

Der Richter erhob die Schrift und begann mit lauter Stimme und unter scharfer Accentuirung der besonders bemerkenswerthen Stellen das Folgende zu lesen:

„Mein letzter Wille.

„Ich, Josephine Minna Hobalt, geboren den 15. December 1854 in Karlsruhe, wohnhaft zu Dresden-Strehlen, —straße No. . . dispositions- und geschäftsfähig im Sinne des Gesetzes, bestimme hierdurch zum Universalerben meines gesammten, auf rund 200,000 Mark sich belaufenden Vermögens meinen ehelich geborenen Sohn Rudolf Karl Weringer, genannt Sellemann, 24 Jahre alt, wohnhaft zu Zittau, —straße No. . ."

Der Vorleser hielt inne und warf einen erstaunten Blick auf den Zuhörer. Letzterer, bei der Erwähnung des zum Erben eingesetzten Sohnes wie vom Blitz getroffen zurücktaumelnd, erfaßte mit der rechten Hand die Lehne des neben ihm stehenden Stuhles, um sich aufrecht zu erhalten. Sein Antlitz überzog auf Augenblicke eine Kalkfarbe — seine Lippen zuckten wie im Krampfe.

„Ihre Schwester war also verheirathet, Herr Hobalt?" fragte der Richter verwundert. „Ich denke, sie lebte im ehelosen Stande."

„Das glaubte ich auch — mir ist weder etwas von ihrer Heirath noch von einem Sohn bekannt," stammelte der Häuserkönig verwirrt, indem er alle seine Kräfte sammelte, um dem schweren und unerwarteten Schlag, der ihn getroffen, Widerstand zu leisten. „Und ich — ich kann auch nicht daran glauben," sprach er mit fast lallender Stimme weiter. „Die — die Täuschung wäre — zu unerhört. Das Testament kann nicht echt sein."

„Kommen Sie her und prüfen Sie, ob das die Handschrift Ihrer Schwester ist."

Hobalt wankte zum grünen Tische des Richters, seine Augen schweiften gierig über die eng beschriebenen Seiten.

„Es ist allerdings ihre Handschrift."

„Nun wohl — an der Echtheit des Testaments kann ja auch gar kein Zweifel bestehen, Herr Justizrath Feistkorn hat es von ihr selbst in Gegenwart der gesetzmäßigen Zeugen in Empfang genommen. An der Dispositionsfähigkeit der Erblasserin noch der beglaubigten Versicherung desselben Herrn und der Zeugen ebenfalls nicht. Allerdings enthält das Dokument eine Ueberraschung, auf die Niemand gefaßt war, indessen zweifle ich nicht, daß der weitere Inhalt der Schrift, die noch sehr lang ist, die volle Aufklärung über alles enthält, und uns auch zugleich darüber Aufschluß gibt, was es mit diesem plötzlich auftauchenden Sohn für eine Bewandtniß hat und inwieweit seine Ligitimität nachgewiesen ist. Hören Sie weiter."

Der Richter fuhr in seinem Vortrage fort:

„Alle auf die Geburt meines Sohnes und meine Heirath Bezug habenden Dokumente sind von mir, um jeder Anfechtung meines letzten Willens im voraus die Möglichkeit des Erfolges zu benehmen, dem Testament beigefügt worden."

„Das scheint allerdings der Fall zu sein und werden wir diese Papiere nachher zu prüfen haben," unterbrach sich der Richter, worauf er nach einem halb besorgten Blick auf Hobalt, der wie gebrochen auf den Stuhl gesunken war, weiterlas:

„Ich sehe voraus, daß meine Verfügung Aufsehen hervorrufen wird. Man hält mich allgemein für unvermählt, mein eigner Bruder weiß nichts von meiner Ehe. Und doch hat sie bestanden, und zu Recht. Ich bin Wittwe seit einundzwanzig Jahren. Gern hätte ich mein Geheimniß mit in's Grab genommen, aber die heiligen Pflichten der Mutter nöthigen mir nach dem Tode ein Geständniß ab, das ich, nachdem ich es so lange in mir zurückgehalten, im Leben abzulegen weder mehr Kraft noch Muth gefunden hätte. Indem ich die ganze Geschichte meiner Heirath hier erzähle, will ich zugleich versuchen, die Motive meines nachherigen Verhaltens darzuthun.

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich zuerst den seinerzeit nicht unberühmten Schauspieler Rudolf Weringer in München, dem damaligen Wohnsitz meiner Eltern, kennen lernte. Ich erblickte in ihm das Ideal eines Mannes, er war berauschend schön, seine Stimme klang wie dämonische Musik, seine Augen besaßen eine fascinirende Kraft. Er bezauberte alle Frauen und Mädchen, und wenn sich zu dieser unbeabsichtigten Wirkung gar der Wille gesellte, der bewußte Wunsch zu bezaubern, so war der auserkorene Gegenstand hoffnungslos verloren. Ich war ein reiches und gleichzeitig, wie die Menschen wenigstens behaupteten, schönes Mädchen, mich wollte er bezaubern, er hypnotisirte mich gewissermaßen durch einen einzigen mit dem Ausdruck seiner Liebe und seines Willens ausgerüsteten Blick. Ich Arme gehörte ihm ja schon, ehe ich noch Hoffnung hegen durfte, ihn mein zu nennen, war schon entschlossen, mich von ihm erobern zu lassen, bevor er noch die Absicht hierzu an den Tag gelegt. Was seine Absichten gerade auf meine Person gelenkt, ob lediglich mein Reichthum, oder Reichthum und Schönheit zusammen — denn letztere allein vermochte einen Mann wie ihn sicherlich nicht hinzureißen —, ist mir unbekannt, damals glaubte ich an die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit seiner Liebe. Ich wenigstens liebte ihn mit aller Kraft und Wärme meines Herzens, habe nicht einen Augenblick aufgehört, ihn zu lieben, trotz allem, was er mir angethan, ich liebe ihn noch und habe mein ganzes Leben um ihn getrauert! Nicht mein Schicksal war es, was ich beweinte, wie die Menschen sich einbildeten, sondern seinen Tod, den Tod meines Rudolf, und mein größtes, erhabenstes und stolzestes Bewußtsein ist es, daß sein Sohn das Ebenbild ist des herrlichen Gefäßes, während die wilden, gährenden Leidenschaften des Vaters bei ihm offenbar durch den sanfteren Einfluß meiner Individualität gemildert und geläutert sind. O, wie liebe ich diesen meinen theuren Sohn! Und doch hat er nie erfahren, daß ich seine Mutter bin; mit dem schwachen Abglanz der Kindesliebe als die einzige Freundin seiner todten Mutter muß ich mich begnügen! Wie oft habe ich gedacht, ich wollte mich ihm offenbaren, mit ihm nach Amerika, seiner Heimath, zurückkehren und dort die herrlichen Vorrechte der Mutter genießen! Warum habe ich es nicht gethan? Weil ich ein schwaches Weib bin, in welchem das Muttergefühl mit der falschen Scham in beständigem Kampfe liegt. Aber an dieser Stelle sei alles ausgesprochen, sei der schwere Stein von der Brust gewälzt, sei das Geheimniß, das mein Leben verbittert, preisgegeben; mein Sohn soll vernehmen, wie seine arme Mutter ihn geliebt hat, wie sie täglich, stündlich sein und seines Vaters Bild, die sie sorgfältig in ihrem Schrein verborgen hielt, mit heißen Küssen bedeckte, wie sie ihre Wangen daran drückte, als seien es lebendige Wangen, und die papierenen Abbilder an ihre Brust preßte mit grenzenloser Innigkeit!

Doch ich entwerfe diese Schrift nicht, um meinen Lebensroman zu schreiben. Hier sind nur Thatsachen am Platze, keine Empfindungen! Meine Eltern hatten mich, wie ich anerkennen muß, in wohlmeinendster Absicht einem angesehenen Officier zur Gattin bestimmt, und wer weiß, ob ich mich ihren Plänen widersetzt hätte, wäre nicht Rudolf Weringer in den Weg getreten. Wir hatten uns Treue gelobt, mein romantisches Gemüth achtete das Gelöbniß einem Eide gleich. Meine Eltern waren außer sich, als ich ihnen meine Liebe gestand, sie beharrten nicht sowohl auf der Verbindung mit ihrem Protége als auf der Lösung meines Verhältnisses zu Weringer. Sein Charakter bot ihnen keine Bürgschaft für mein künftiges Glück. Ich war rasend, verblendet, ich traute den Einflüsterungen des Geliebten. Er beredete mich zur Flucht. „Wenn wir solchergestalt deinen Eltern die Pistole auf die Brust setzen, werden sie nachgeben," argumentirte er. „Ueberhaupt," so redete er mir vor, „werden wir in New York ohne viel Schwierigkeiten getraut, und der vollendeten Thatsache müssen sich deine Eltern fügen."

Wir entflohen. Die Flucht gelang. Rudolf hatte recht, wir wurden in New York von einem Geistlichen ohne viel Schwierigkeiten copulirt. Aber in seinen weiteren Schlüssen irrte er sich. Mein Vater theilte mir auf meine erste Zuschrift in einem kurzen, nur wenige Zeilen enthaltenden Schreiben mit, daß er mich nicht eher wieder als sein Kind ansehen werde, als bis ich reuig zurückgekehrt sei. Weitere Briefe werde er nicht annehmen. Nie dürfe ich hoffen, seine Sanktion zu einer Verbindung mit diesem verderblichen Menschen und Don Juan zu erhalten. Ich versuchte es doch mit einigen weiteren Briefen, auch an meine Mutter, er nahm sie nicht an. Weder er noch meine Mutter erfuhren etwas von dieser inzwischen erfolgten Heirath; mein Gatte, nachdem er die Unmöglichkeit, den starren Sinn meines Vaters zu versöhnen, erkannt hatte, war der Meinung, daß ich meinen Angehörigen unsre Vereinigung besser verschweigen würde, weil ich dann hoffen könne, eher als im andern Falle Unterstützung von ihnen zu erlangen. Und der Unterstützung bedurften wir nöthig—er besaß nichts, ich ebenfalls nichts, denn die wenigen Schmucksachen, die ich mein genannt, waren rasch genug versilbert und verbraucht, und baares Geld hatte ich nur etwa dreihundert Mark besessen. So lebten wir längere Zeit so gut es ging, mein Mann spielte Clavier in Schenken und Matrosenkneipen, eine Beschäftigung, die uns nothdürftig das Leben fristete, ihn selbst jedoch immer mehr herunterbrachte und ihn schließlich dem Trunke in die Arme warf. Unter solchen Verhältnissen empfing ich meinen Sohn als ein Schmerzenskind — ich weinte mehr über sein dürftiges Bettchen, als je eine Mutter über ihrem Kinde geweint hat. Unsre Verhältnisse gestalteten sich immer trüber, mein Mann gerieth in schlechte Gesellschaft, machte mir verabscheuungswerthe Vorschläge, und als ich seine Pläne mit Entrüstung zurückwies, verließ er mich ganz.

(Fortsetzung folgt.)

— Malitiös. Bankier (der erst vor einigen Jahren geadelt wurde): „Wir stammen von einem alten Raubrittergeschlechte ab." — Bekannter: „So — schon lange?"

— Nachwehen. Patient: „Doktor, können Sie mir nicht ein gutes Nerven-Stärkungsmittel verschreiben?" — „Wozu, Sie sind ja schon gesund?" — „Ja wohl, aber ich will Sie um Ihre Rechnung biten."

— Das Weib der Zukunft. „Wohin, Freund Eulalia?" — „Ich gehe eine Stunde radeln, dann in den Club eine Cigarre rauchen, und Abends will ich der Protestversammlung gegen die Emancipationsbestrebungen der Männer beiwohnen." — „Ich muß auch leider heute in's Gasthaus essen gehen. Der Kerl versalzt mir täglich die Suppe. Dabei hat ihn sein Vater zwei Jahre kochen lernen lassen."

Für die Küche.

Schmorbraten. Ein Stück recht derbes Rindfleisch wird zwei Tage lang in saure Milch gelegt, sodann ordentlich abgewaschen und in einer mit Deckel versehenen Bratpfanne oder in einem Schmortopf mit Butter, Speck, Gewürz und Lorbeerblatt dreiundeinhalb Stunden lang tüchtig geschmort. Zuletzt kommen ein paar Löffel voll saure Sahne daran. Da dieses Fleisch vorzüglichen Aufschnitt ergiebt, so ist es klug, ein Stück von 5 bis 6 Pfund zu nehmen.

Spargel-Auflauf. Man schneidet die Spargel — es dürfen auch dünne sein — in halbfingerlange Stückchen und kocht sie weich. Dann schneidet man gekochten Schinken in dicke Scheiben und zertheilt sie in kleine Stückchen. In eine Auflaufform legt man Butterflöckchen, darauf eine Lage Spargel, so daß obenauf Spargel kommt. Nun schlägt man sechs Eier schaumig, giebt sechs kleine Löffel Milch, Salz und etwas Pfeffer hinzu, sowie feingehackte Kräuter und, wenn es sehr fein soll, etwas gröblich zerhackte Champignons. Dies schüttet man über die Spargel, schiebt die Form in einen mäßig geheizten Ofen und läßt sie so lange stehen, bis das Ei fest, nicht hart ist. Man servirt braune Butter dazu.

Gedämpftes Kalbsherz. Die in zwei Theile geschnittenen Herzen legt man in eine mit Speckscheiben belegte Kasserole, fügt Zwiebel, Wurzelwerk, ein Lorbeerbaltt, Citronenscheiben und etwas Gewürz hinzu, gießt Wasser oder Fleischbrühe darauf, daß sie davon bedeckt sind, dämpft sie gut zugedeckt langsam weich, nimmt sie heraus, seiht die Brühe durch, entfettet sie und verkocht sie mit einer braunen Mehlschwitze, etwas Essig, Weißwein und fein geschnittenen sauren Gurken, falls man solche liebt, zu einer kräftigen Ragouttunke, in der man die Fleischstücke wieder heiß werden läßt, bevor man sie aufgiebt.

Kalbsfrikassee. 3 bis 4 Pfund Kalbfleisch von der Brust schneidet man in 2 fingerbreite Stücke, giebt sie in eine Kasserole, bedeckt sie mit kochendem Wasser, läßt sie 3 Minuten kochen, nimmt dann das Fleisch heraus, legt es sofort in kaltes Wasser; 10 Minuten später läßt man das Fleisch abtropfen, giebt es in die Kasserole zurück, bedeckt es mit kochendem Wasser, giebt einen Eßlöffel Salz, einen halben Theelöffel Pfeffer u. zwei große Zwiebeln hinzu, und läßt das Ganze zugedeckt langsam weich kochen. Kurz vor dem Anrichten läßt man 1 gehäuften Eßlöffel Butter mit einem gehäuften Eßlöffel Mehl einige Minuten schwitzen, giebt 3 Tassen von der durch ein Sieb passirten Kalbsbrühe hinzu, und läßt es zu einer sämigen Sauce verkochen. Dann zieht man sie vom Feuer, vermischt 2 Eidotter mit einem Eßlöffel Citronensaft, gibt sie an die Sauce darüber, legt gekochten Reis um die Schüssel und servirt sogleich.

Julienne Suppe. 2 Wurzeln, 1 weiße Rübe, 1 Porree, 1 Zwiebel, ein Viertel Kopf Wirsingkohl, 1 Kopf Salat und 2 Stangen Sellerie werden gereinigt und gewaschen. Wurzeln und Rüben schneidet man zuerst in Scheiben, dann in feine Filets, Stecknadeln ähnlich, die übrigen Gemüse schneidet man recht fein. Porree und Zwiebel giebt man mit einem Eßlöffel Butter in eine Kasserole über das Feuer und läßt sie einige Minuten schwitzen. Das übrige geschnittene Gemüse blanchirt man 2 Minuten in siedendem Wasser, schüttet es auf ein Sieb und läßt es abtropfen, giebt es dann zu dem Porree und Zwiebeln, läßt alles noch einige Minuten schwitzen, giebt dann Einundeinhalbes Pint Consomme und ein Viertel Theelöffel Zucker darauf und läßt es langsam kochen; wenn die Brühe eingekocht ist, muß man neue nachgießen, bis das Gemüse weich ist, giebt zuletzt das zur Suppe bestimmte Consomme hinzu, läßt die Suppe noch einige Minuten kochen und nimmt alles Fett ab. Man servirt die Suppe mit kleinen rund ausgestoßenen Brodkrusten.

Hühnersalat. Ein fleischiges Huhn wird hergerichtet und gekocht wie zu Suppe. Wenn es gar ist, läßt man es in der Brühe erkalten. Das Fleisch wird abgelöst und in kleine Würfelchen geschnitten. Darunter mengt man ebenso viel kleingeschnittenen weißen Tafelsellerie. Das Ganze wird dann mit folgender Mayonnaise vermischt: Vier Eidotter rührt man in einer kleinen Kasserole einige Minuten lang, giebt dann ganz langsam unter stetem Rühren 4 Eßlöffel Oel nach und nach hinzu und dann 4 Eßlöffel weißen Essig. Die Kasserole wird in einen Behälter mit kochendem Wasser gehängt und über dem Feuer gerührt, bis der Inhalt dick wird. Sofort nimmt man die Kasserole heraus und rührt die Mayonnaise weiter, bis sie kalt ist. Ganz allmählig fügt man noch 4 weitere Eßlöffel Oel hinein, dann 1 Theelöffel Salz, 2 Theelöffel Zucker, je nach Belieben etwas französischem (oder auch mit Wasser angerührten englischen) Senf und ganz zuletzt ½ Pint geschlagenen Rahm oder den Schnee der 4 Eier dazu. Will man die ganze Mayonnaise nicht benützen, so läßt sie sich in einem Glas gut aufbewahren, nur darf man den Rahm erst bei dem Gebrauch hinzuthun, da sie sonst nicht hält.

— Geschäftseingriff. Dorfschuster: „Aber Herr Pfarrer, heut' haben S' wieder scharf 'predigt gegen das Tanzen." — Pfarrer: „Das wird doch Dich nicht geniren, bist ja schon a alter Krauterer." — Dorfschuster: „Wohl, wohl, Herr Pfarrer; aber d' Schuh zerreißen halt doch viel beim Tanzen!"